

Drama ohne Ende?

Die Debatte um Heisenberg, Bohr und die Atombombe

Bernd Gausemeier und Michael Schüring

Eigentlich dürften die Wissenschaftshistoriker froh darüber sein, durch eine Debatte wie die über Heisenbergs Besuch bei Niels Bohr im Jahr 1941 auf die Bühne der öffentlichen Auseinandersetzung, das heißt in das Feuilleton deutscher Tageszeitungen, treten zu dürfen. Vielleicht darf man aber vom Umfang der in den meinungsbildenden Blättern zum Thema gedruckten Zeilen nicht umstandslos auf das tatsächliche öffentliche Interesse schließen. Wie in der weniger beteiligten taz am 14. Februar geschehen, kann man die Debatte auch als Kampf der Redaktionen um die Lufthoheit im deutschen Wissenschaftsfeuilleton betrachten. Auch wenn das stimmt, muss nach dem Grund gefragt werden, warum gerade dieses Thema zum Gegenstand einer solchen Meinungsschlacht wurde, und danach, ob die Form ihrer Austragung den Stand der historischen Forschung hinreichend widerspiegelt.

Auslöser der Flut von Zeitungsbeiträgen sind erst kürzlich vom Niels-Bohr-Archiv veröffentlichte Dokumente, nämlich Briefentwürfe, in denen Bohr Heisenberg auf seinen Besuch im September des Jahres 1941 anspricht. Das Material ist nicht besonders umfangreich und birgt keine Sensationen.¹⁾ Die Briefe, die Bohr zwischen 1957 und 1962 nicht nach Deutschland abschicken wollte, enthalten vor allem den Hinweis, dass das Auftreten Heisenbergs und seines Mitreisenden Carl Friedrich von Weizsäcker in Kopenhagen Unverständnis hervorgerufen hatte. Beide hätten einen deutschen Sieg für unausweichlich und eine Zusammenarbeit der Dänen mit den Besatzern daher für unvermeidlich erklärt. Darüber hinaus habe Heisenberg Bohr mitgeteilt, dass er seit geraumer Zeit an der Entwicklung von Atomwaffen arbeite. Diese Erinnerung Bohrs ging bereits aus bekannten Quellen hervor; und folglich haben in der Sache bewanderte Historiker mehr oder weniger einhellig konstatiert, es gäbe nichts

wesentlich Neues zu berichten. Dennoch wird mit einem Aufwand um die Interpretation gestritten, als könne hier ein Schlüsselproblem der Wissenschaftsgeschichte endgültig geklärt werden. Hier zeigt sich ein offenbar auch unter Ressortchefs verbreiteter populärer Glaube, historische Forschung sei allein am Auffinden von Schlüsselquellen orientiert, von denen man sich erhofft, dass sie nun endgültig Licht in das Dunkel eines bislang ungeklärten Sachverhaltes bringen.

Der eigentliche Ursprung der Debatte ist das Theaterstück „Kopenhagen“ des britischen Dramatikers Michael Frayn. Seit seiner Uraufführung in London 1998 und verstärkt seitdem es auf deutsche Bühnen gekommen ist, können Wissenschaftshistoriker nicht widerstehen, den Inhalt des Stückes sowie die Beziehungen von Drama und Geschichtsschreibung zu diskutieren. Frayn hat im Sinne historischer „Unbestimmtheit“ mehrere Versionen der Ereignisse in seinem Stück anzubieten, was von vielen Historikern beifällig als erfrischender Ansatz aufgenommen wurde. Das hat offenbar nicht verhindern können, dass jetzt abermals verschiedene Versionen gegeneinander ausgespielt werden. Zu leicht wird die „historische Polyphonie“²⁾ doch nur als Nebeneinander verschiedener Lesarten gesehen.

Die Feuilletondebatte spiegelt dieses Problem wider. In den Beiträgen der mit dem Thema vertrauten Historiker und Physiker wird zumeist vermerkt, die neuen Dokumente führten uns zu keiner fundamental neuen Interpretation, wonach die Autoren sich auf bereits dargelegte Standpunkte berufen. Da in Zeitungsartikeln ein weites thematisches Ausgreifen kaum möglich ist, kann dies kaum verwundern. Erstaunlich ist, dass hier anhand des gegebenen historischen Materials, nämlich der Quellentexte über die Begegnung zwischen Bohr und Heisenberg, doch wieder die Frage bedient wird, wie es denn „eigentlich gewesen sei“, obwohl doch die Stärke von Frayns Stück gerade in

der Problematisierung des Erinnerns gesehen wurde. Wiederholt taucht die Frage auf, ob Heisenberg Bohr über die Fortschritte der Alliierten aushorchen, ob er ihn zur Kollaboration mit den Deutschen überreden oder aber Bohr vor den Gefahren der militärischen Nutzung der Kernspaltung warnen wollte. Sind aber diese Intentionen in einem Gespräch, über das es keine von den Beteiligten autorisierten Aufzeichnungen gibt, so eindeutig auffindbar? Und: ist eine solche Verkürzung auf persönliche Motive überhaupt sinnvoll?

Heisenberg als Kulturpropagandist?

Ein Panorama des Diskussionsstandes bietet eine jüngst mit der deutschen Übersetzung von „Kopenhagen“ zusammen veröffentlichte Essaysammlung.³⁾ Viel stärker als die jüngste publizistische Debatte macht sie deutlich, welche Vorteile ein Nebeneinander verschiedener Sichtweisen auf ein Ereignis bietet. Zunächst sollte daran erinnert werden, dass der Band auf einer entwickelten Historiographie aufbaut. Insbesondere die Pionierarbeiten Mark Walkers über Struktur und Entwicklung des deutschen Atomprojekts ermöglichen eigentlich eine Einordnung des Kopenhagener Treffens in den historischen Rahmen.⁴⁾ Dennoch wird auch hier von den Heisenberg-Biographen Thomas Powers und Paul L. Rose die Debatte weitergeführt, ob nun Heisenberg die Bombe unbedingt verhindern oder unbedingt für Hitler bauen wollte. Interessanter wird es, wo die Mentalität Heisenbergs als reisender Spitzengelehrter des NS-Regimes thematisiert (Mark Walker, Michael Eckert) oder die Parallele zu vergleichbaren Besuchen in Forschungsinstituten anderer besetzter Länder gezogen wird (Dieter Hoffmann). Dabei wird deutlich, welche Rolle dem Selbstverständnis der Wissenschaftler als Träger nationaler Kultur zukam.

Heisenbergs Besuch wirkt geheimnisumweht, weil er an einem wichtigen Rüstungsprojekt beteiligt

Bernd Gausemeier
MA, Michael
Schüring MA,
MPG-Forschungs-
programm Geschichte
der Kaiser-Wilhelm-
Gesellschaft
im Nationalsozialismus,
Glinkastrasse
5-7, 10117 Berlin

war und in Abstimmung mit diversen deutschen Dienststellen reiste. Die Verdrehung des Ereignisses zur Kolportage selbst durch seriöse Zeitungen⁵⁾, wo allen Ernstes vom „Verrat“ von „Hitlers Atombombenplänen“ die Rede ist, verstellt den Blick für die prosaische Seite der Dienstreise. Selbst wenn wir Heisenbergs persönliche Motivationen für die Reise nach Dänemark denkbar günstig bewerten wollten, muss doch der politische Zusammenhang beachtet werden. Vortragsreisen in besetzte oder verbündete Länder gehörten zu den wesentlichen repräsentativen Tätigkeiten prominenter Wissenschaftler, unter ihnen auch Max Planck und Adolf Butenandt. Sie spielten damit – ob gewollt oder ungewollt – die Rolle von „goodwill ambassadors“ (Mark Walker). As den Spitzenwissenschaftlern am Nationalsozialismus missfiel, konnten sie selbst konterkarieren, indem sie als Kulturträger und lebende Beweise eines angeblich ungebrochen internationalen Geistes auftraten. Damit wurde nicht nur die Laune der reisenden Wissenschaftler und der zuhörenden ausländischen Eliten gehoben, sondern vor allem der kulturelle Machtanspruch NS-Deutschlands in Europa bekräftigt.

War deshalb Heisenberg ein „Kulturpropagandist des Dritten Reiches“? Wohl nicht ganz in dem Sinne, dass er sich diese Rolle bewusst aneignete. Man sollte akzeptieren und zu formulieren lernen, dass im Nationalsozialismus ein „Eigeninteresse“ wie etwa die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zu ausländischen Kollegen, und ein „Fremdinteresse“, nämlich die Werbung für die neue Vormacht Europas, keine Gegensätze waren, sondern sich je nach historischer Situation miteinander verbinden. Götz Aly hat richtig betont, dass man die der Wissenschaft im NS-Staat gewährte Freiheit zumeist unterschätzt.⁶⁾ Aber diese Freiheit war gewiss nicht grundsätzlich von oben vorgegeben, sondern jeweils von der konkreten politischen Situation abhängig. Und wie einzelne Wissenschaftler die Situation wahrnahmen, ist wiederum eine andere Frage; speziell bei Heisenberg wirkten die Konflikte mit der SS noch lange nach. Es liegt der Schluss nahe, dass er sich durch den Besuch in Kopenhagen persönliche und wissenschaftliche Anerkennung von zwei Seiten sichern wollte, nämlich

die der durchaus noch misstrauischen deutschen Wissenschaftsbürokratie und die seines Kollegen Niels Bohr. Dessen Reaktion freilich zeigte, dass beides gleichzeitig nicht zu haben war.

Wenn nun dieser Befund aus biographischer Sicht interessant erscheint, dann wäre zu fragen, warum eigentlich die anderen Auslandsreisen Heisenbergs, bei denen eine deutlichere – zumindest räumliche – Nähe zur NS-Führungselite erkennbar wird, nicht annähernd so viel öffentliches Interesse hervorgerufen haben. Was versprach sich Heisenberg von seiner Reise nach Krakau, wo er sich im Dezember 1943 auf Einladung des Generalgouverneurs Hans Frank aufhielt? War ihm klar, dass sein dortiger Gastgeber und ehemaliger Schulkamerad im selben Jahr die Einwohner des Krakauer Ghettos in den Tod geschickt hatte? Diese Aspekte sind in der einschlägigen Heisenberg-Biographie von David Cassidy⁷⁾ und in den Arbeiten von Mark Walker behandelt worden, und es würde an dieser Stelle zu weit führen, ihren Hintergrund ausführlicher zu beleuchten. Widersprüchliche und wenig eindeutige Quellen zu den Reisen nach Dänemark und in die Niederlande lassen die Interpretation zu, dass Heisenberg die Entwicklung an den dortigen Forschungsinstituten und das persönliche Befinden seiner Kollegen im Auge behalten wollte, um bei Bedarf schützend eingreifen zu können. Die deutschen Besatzungsbehörden hingegen waren verärgert über den mangelnden Kooperationswillen und teilweise offenen Widerstand von Studenten und Lehrern an den Universitäten ihres Machtbereiches, was man durch die Vermittlung deutscher Fachkollegen zu ändern hoffte. Im Rückblick auf diese Interessenkonstellationen könnten beide Seiten für sich in Anspruch nehmen, die jeweils andere für ihre Zwecke instrumentalisiert zu haben. Doch erst auf einer anderen Ebene der Analyse lösen sich Widersprüche auf, sodass übergeordnete Interessen sichtbar werden, mit denen man auch die ablehnende Reaktion Bohrs und die kritische Haltung seiner ausländischen Kollegen nach dem Krieg erklären kann. In Ländern wie Dänemark und den Niederlanden einte Besatzer und deutsche Wissenschaftler der Wunsch nach einer Etablierung von Normalität, die es in einem besetzten Land aber nicht geben konnte. Sie setzten

auf Arbeitsroutine und Gefügigkeit der ausländischen Wissenschaftler, die in letzter Konsequenz auf Kollaboration hinauslief. Sie hielten sich Optionen zur Sicherung der eigenen Stellung mittels der Pflege internationaler Wissenschaftsbeziehungen offen, die aus Sicht der besetzten Länder ein Farce war. Das ist der



Michael Frayns Theaterstück „Kopenhagen“ liefert mehrere Antworten auf die Frage, was Heisenberg 1941 zu Bohr führte. (Aufführung in den Kammerspielen Nürnberg <http://oper.nuernberg.de>; Foto: Marion Bührlé)

weitere Rahmen, in dem die Reisetätigkeit Heisenbergs und seiner Kollegen ihren systemstabilisierenden und problematischen Zweck erhalten haben, der Rahmen also, in dem sich persönliche Motive und politische Strukturen überschneiden. Man muss ein Tableau von Strategien nationalsozialistischer Herrschaftssicherung in Europa zeichnen, um derartigen Einzelereignissen ihren präzisen historischen Sinn verleihen zu können.

Eine moralische Entscheidung?

Ebenso wichtig, wie der Kontext der Reise selbst ist der historische Hintergrund, vor dem sich Bohr in seinen Briefentwürfen an das Ereignis erinnert. Cathryn Carsons Ansatz ist ein Lehrbeispiel dafür, dass bei der Beurteilung historischer Aussagen nicht nur der Kontext ihrer Entstehung, sondern auch ihrer späteren Transformation betrachtet werden muss. Carson behandelt den Zeitraum nach der Veröffentlichung von Robert Jungks Buch „Heller als tausend Sonnen“ (1956). Ihr Blick auf die durch dieses Buch entstandenen Kontroversen der Nachkriegszeit zeigt, dass die Einbettung der Bohr-Briefe in den Kontext ihres Entstehens einen weiteren zeithistorischen Aspekt sichtbar macht. Es waren vor allem die Debatte um die Atomrüstung und die politischen Rahmenbedingungen des Kalten Krieges, die dem Erinnerungskonflikt die eigentliche Brisanz verliehen. Dieser Zugang verweist auch auf den Grund, warum überhaupt Heisenbergs Reise auf ein so großes

1) www.nbi.dk/NBA/papers/introduction.htm

2) Hentschel, Klaus: Endlich einmal historische Polyphonie, in: Frayn, Michael: Kopenhagen. Stück in zwei Akten. Mit zehn wissenschaftsgeschichtlichen Kommentaren, Göttingen 2001

3) ebenda

4) Walker, Mark: Nazi Science. Myth, Truth and the German Atomic Bomb, New York 1995

5) faz.net, 8. Januar 2002

6) faz, 14. Februar 2002

7) Cassidy, David: Uncertainty. The Life and Science of Werner Heisenberg, New York 1992

Interesse stößt. Er ist eingebettet in einen ethischen Diskurs über die Verantwortung des Wissenschaftlers, der sich seit dem ersten Einsatz der Atombombe entwickelt hat. Das Treffen zwischen Heisenberg und Bohr ist gleichermaßen Schlüsselszene und Urbild dieses Diskurses: Hatte Heisenberg eine grundsätzliche moralische Entscheidung getroffen?

Solche Fragen bewirken eine Verzerrung der historischen Verhältnisse. Es gab keine Situation, in der ein Einzelner über Erfolg oder Misserfolg eines deutschen Atombombenprojektes hätte entscheiden können. Dies entspricht einer traditionellen



1934 war das Verhältnis von Heisenberg und Bohr noch ungetrübt. (Foto: P. Ehrenfest, Jr., mit freundlicher Genehmigung von AIP Emilio Segre Visual Archives).

Fixierung auf Forscherpersönlichkeiten, nicht aber den Gegebenheiten eines technologischen Großprojektes. Die Geschichte des amerikanischen Manhattan-Projektes belegt auf eindrucksvolle Weise, dass gerade die Entwicklung der Atomwaffen von verschiedenen Formen von Expertenwissen abhängig war. Sie bedingte den Aufbau einer neuartigen Forschungsorganisation, die Heranziehung von Versuchseinrichtungen im industriellen Maßstab, die Integration zahlreicher qualifizierter Ingenieure. Dass letzteren im Gegensatz zum Theoretiker in der öffentlichen Wahrnehmung kaum eine entscheidende Funktion zugeschrieben wird, entspricht der tradierten Hierarchie wissenschaftlichen Ansehens. Darüber hinaus lag die Leitung dieses Projektes in der Hand von mehrfach qualifizierten Wissenschaftsfunktionären und Militärs mit weitreichender Weisungsbefugnis. Die Vergleichsfolie des erfolgreichen amerikanischen Projektes macht die Rolle einzelner Wissenschaftler in einem solchen System kenntlich. Ohne die prinzipielle Einsicht in das Funktionieren großer technowissenschaftlicher Systeme, d. h. vor allem die Koordination industrieller Anlagen und interdisziplinärer Arbeitsgruppen, war an eine erfolgreiche Umsetzung, aber eben auch Neugewinnung grundlegender Forschungs-

ergebnisse zur militärischen Anwendung der Physik gar nicht zu denken.

Die Entscheidung, den Schritt in diese Richtung zu tun, hing nicht von den Physikern alleine ab. Die von Michael Frayn und Paul L. Rose geführte Diskussion darüber, ob Heisenberg die Berechnung der kritischen Masse des Spaltmaterials bewusst fälschte, unterließ oder einfach falsch durchführte, suggeriert die Abhängigkeit eines technowissenschaftlichen Systems von einer einzigen Expertise. Eine solche monokausale Abhängigkeit anzunehmen ist naiv. Jede Engführung historischer Entwicklungen auf individuelle Entscheidungssituationen verkennt die prozessuale Offenheit und kollektive Verfasstheit von Wissensproduktion und Forschungspolitik. Sie verkennt auch die institutionelle Eigendynamik, die große Forschungsprogramme im Laufe ihrer Entwicklung entwickeln können, eine Eigendynamik, die ebenso zum Erfolg wie zum Scheitern führen kann.

Insofern ist die allenthalben diskutierte Möglichkeit, dass das Wissen, Nicht-Wissen oder Wissen-Zurückhalten bestimmter Physiker historische Situationen allein entschieden haben könne, irreführend und beruht auf althergebrachten Formen der Selbst- und Fremdwahrnehmung von Naturwissenschaftlern. Diesbezügliche Fehleinschätzungen gehen offenbar auf die Zeit des Aufstiegs naturwissenschaftlicher Forschung im 19. Jahrhundert zurück, als bildungsbürgerliche Geniekonzepte das Bild des Wissenschaftlers prägten, der als einsame und heroische Figur über den Fortschritt wacht und von dessen Integrität der segensreiche Nutzen seiner Arbeit abhängt. Kritische Historiker, die dieses Bild dekonstruieren wollten, haben es oft genug in sein Gegenteil verkehrt, sodass am Ende die Figur des skrupellosen Karrieristen gezeichnet wurde, dessen Erkenntnisdrang und Geltungsbedürfnis von keinem moralischen Zweifel berührt wird. Nicht von ungefähr ist parallel dazu und im Zusammenhang mit tief sitzenden Fortschrittsängsten eine trivialkulturelle Karikatur entstanden, die den Wissenschaftler vor allem in Filmen als rastlosen Wuschelkopf mit deutschem Akzent zeichnet, der seinen finsternen Absichten in einsamen Burgen oder unterirdischen Alchimistenküchen nachgeht.

Abschied von Heldenverehrung und Dämonisierung

Mittlerweile haben sich populäre und wissenschaftshistorische Darstellungen von Heldenverehrung oder Dämonisierung weitgehend gelöst. Es bleibt das Phänomen der publizistischen Vorherrschaft wissenschaftshistorischer Biographik, die sich nach wie vor großer öffentlicher Beliebtheit erfreut. Es gibt eine Reihe hervorragender Wissenschaftlerbiographien, die umso besser sind, je mehr sich die Autoren über die Grenzen ihres Ansatzes bewusst sind und ihre Analyse in einem breiteren sozialgeschichtlichen Kontext einbetten. Leider hat die Fokussierung auf die Persönlichkeiten einzelner herausragender Forscher zu einer Personalisierung der wissenschaftshistorischen Diskussion geführt, die entscheidende Aspekte des historischen Erkenntnisprozesses ausblendet und gelegentlich genau die Fragen unbeantwortet lässt, die sie in den Raum gestellt hat. Der reduzierte Personenkreis in Michael Frayns Stück entspricht der überzogenen Zuschreibung von individueller Autonomie. Der politische, mentalitätshistorische und institutionelle Kontext könnte einen Ausweg aus den konkurrierenden persönlichen Erinnerungen aufzeigen.

Interessanterweise verkünden mehrere Kommentatoren von „Kopenhagen“ (Michael Hagner, Klaus Hentschel, Mark Walker), dass die Historiographie zur Wissenschaft im Dritten Reich notwendigerweise von einer groben Schwarz-Weiß-Schematik abrücke und das Feld der Differenzierungen entdeckte. Das zeigt sich in besonderem Maße in der biographischen Literatur. Jedoch erklärt sich das öffentliche Interesse an Persönlichkeiten aus dem Bedürfnis nach eindeutigen Bewertungen. Die Wissenschaft präsentiert sich im öffentlichen Raum weitgehend durch ihre Leitfiguren, und so darf man sich nicht wundern, wenn ein moralisches Profil derselben eingefordert wird.

Häufig bestimmen Mechanismen von Belastung und Entlastung diese Debatten, als handle es sich bei historischen Erörterungen um Gerichtsverhandlungen. Misslich wird es, wenn sich Historiker diesen Stil aufzwingen lassen, weil ihr Urteil dann in der Tat davon abhängt, ob sich ein entscheidendes Beweisstück nun auffinden lässt oder nicht. Man schlägt aber nicht mit

einzelnen Dokumenten eine Schneise in das Dickicht der Nachkriegsrhetorik und man erklärt mit dem Verhalten eines einzigen Wissenschaftlers nicht eine ganze Epoche, genauso wenig übrigens, wie jemand mit einer einzigen Berechnung über den Ausgang eines Krieges entscheiden kann. Wie in Frayns Drama spielen die Charaktere in der aktuellen Auseinandersetzung um Heisenberg und Bohr die Hauptrolle. So geht es aber schon seit Jahren in jeder beliebigen Kontroverse darüber, welche Rolle nun Wissenschaftler während der Zeit des Nationalsozialismus gespielt haben, und welche Bedeutung der Charakter der Betroffenen in diesem Zusammenhang gehabt hat. Dabei wird dann unkritisch vorausgesetzt, dass es sich immer nur um eine spezifische Rolle gehandelt haben kann, die mit eindeutigen, klar zu umreißen Charakterzügen ausgestattet ist. Das haben wiederum viele der Protagonisten, um die man sich in der Hauptsache streitet, selber in Gang gesetzt, geht es doch in der autobiographischen Erinnerungsliteratur immer darum, eine schlüssige Selbstinszenierung durchzuhalten, die vom Postulat der Einheit von Überzeugungen und Handlungen nicht abweichen darf.

Es muss noch ein Punkt genannt werden, der bislang in der Debatte kaum berücksichtigt wurde. Mit der biographischen Verkürzung geht auch ein verbreitetes, aber überholtes Bild der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik einher. Nach immer noch vorherrschender Auffassung war die Forschungsführung des NS-Staates inkompetent, borniert und unkoordiniert, was man auf den vermeintlich wissenschaftsfeindlichen Charakter der herrschenden Ideologie zurückführt. Vor diesem Hintergrund wird die Vorstellung plausibel, ein Wissenschaftler wie Heisenberg habe die ahnungslosen NS-Bürokraten im Alleingang täuschen können. Eine so klare Trennung zwischen Forscher und Funktionär sollte nicht konstruiert werden. Bei allen Animositäten und Gegensätzen hatten doch gerade im NS-System führende Fachleute einen ganz erheblichen Einfluss auf die Forschungspolitik, der sich in der engen Fühlungnahme mit den Vertretern von Militär, Industrie und Ministerialbürokratie herstellte. In eben dieser Konstellation kristallisierten sich die wichtigen wissenschaftspoliti-

schen Entscheidungen des Dritten Reiches heraus, nicht im einsamen Entschluss des Forschers abseits von der Politik. Wissenschaft war auch damals schon ein kollektiver Prozess; für die Wissenschaftspolitik traf das nicht minder zu, und Heisenberg war ein Teil dieses Prozesses. Die Vorstellung, dass ein Einzelner diese Abläufe allein umlenken könnte, befördert ein etwas zu harmloses Bild nationalsozialistischer Wirklichkeit. Dieses System war durchaus in der Lage, sich wissenschaftlicher Fortschritte, also auch der Leistungskraft seiner Wissenschaftler, mit großer Effizienz zu bedienen. Daher erscheint auch die Selbstdarstellung einiger Wissenschaftler als ständig überwachte, bedrohte und gegängelte Untertanen als nicht recht angebracht. Erklärte Gegner des Systems hatten jedenfalls andere Probleme, als sich über ihr Verhalten auf Auslandsreisen und die Formulierung ihres Arbeitsgebietes Gedanken zu machen.

Weder die Veröffentlichung der neuen Quellen noch die Dramatisierung des Kopenhagener Treffens durch Frayn haben die Diskussion vorangebracht. Das Argument, Dramatisierung erfordere bestimmte Einschränkungen und sei nicht mit der historischen Methode vergleichbar, ist fragwürdig, da hier eben doch historische Thesen diskutiert werden. Wenn sich in Frayns Stück Heisenberg der Bohrschen Haustür nähert, scheint das Schicksal der Menschheit an die Tür zu klopfen. Offenbar ist es gerade eine solche dramatische Zuspitzung, die eine vernünftige Auseinandersetzung über die Verantwortung des Wissenschaftlers verhindert. Das Bedürfnis nach herausragenden Persönlichkeiten ist vielleicht ein Reflex auf die fortschreitende Anonymisierung im wissenschaftlichen Großbetrieb. Will man dessen Funktionsweisen historisch herleiten und erklären, dann helfen Moralisierung und Psychologisierung nicht weiter. Wo bleibt dann aber in den historischen Erörterungen die Verantwortung des Einzelnen? Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess war nie ein in sich geschlossener Raum, in dem normative Handlungsmaximen von sich aus Gültigkeit haben. Wenn man Heisenbergs Verhalten sorgfältig in den historischen Kontext einbettet, dann zeigt sich, dass die Bedeutung von Handlungen sich ändert, wenn die politische Situation

sich ändert. In gleicher Weise ändert sich auch die Bedeutung von Wissenschaft im Kontext ihres politischen Gebrauchs und die Rolle des Wissenschaftlers im Kontext seiner politischen Funktion. Heisenbergs Fehleinschätzung lag möglicherweise darin, dass er meinte, Bohr würde in ihm 1941 den selben Menschen sehen können wie 1926. Der Fehler lag in der Dissoziation persönlicher Motive von den möglichen Ergebnissen der daraus folgenden Handlungen. Was nützen in diesem Zusammenhang Spekulationen darüber, was genau sich in den Köpfen der beiden abgespielt hat, wenn wir die Brisanz des Treffens an den Dingen festmachen können, die sich um sie herum abgespielt haben? Auf der Bühne wird die Innenwelt der Akteure zur Handlung und die Außenwelt zur Kulisse. Die aktuelle Debatte findet ganz offensichtlich nicht in kühler Distanz von dieser theatralischen Personalisierung statt, die der Regieanweisung des Dramatikers folgt. Dass dessen Darstellung so sehr auf der prinzipiellen Vorrangigkeit individueller Positionen aufbaut, ist seinem Genre geschuldet. Weil man über die letzten Beweggründe Einzelner ohnehin nie völlige Klarheit schaffen kann, darf das historische Treffen von Kopenhagen ein Rätsel bleiben. Das gegenwärtige Rätsel von Kopenhagen ist jedoch, dass ein Ensemble von Journalisten, Historikern und Zeitzeugen im Feuilleton abermals die Bühne aufschlägt, um wie in einem Schauspiel Erklärungen darzubieten, die nur eine komplexe historische Erzählung liefern kann.

Inwiefern ist der einzelne Besuch Heisenbergs bei Bohr wissenschaftshistorisch bedeutsam? Die Geschichte eines Wissensfeldes zu schreiben ist nach Ludwik Fleck so, „als ob wir ein erregtes Gespräch, wo mehrere Personen gleichzeitig miteinander und durcheinander sprachen, und es doch einen gemeinsamen herauskristallisierenden Gedanken gab, dem natürlichen Verlaufe getreu, schriftlich wiedergeben wollten.“⁸⁾ Sollten die Stimmen Bohrs und Heisenbergs darin allein entscheidend sein? Die Episode erscheint eher als ein Steinchen in einem großen Mosaik. Man kann es in die Hand nehmen und endlos von allen Seiten betrachten. Ein Bild wird daraus nicht.

8) Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, Frankfurt am Main, S. 23.